

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Nach Jerusalem

Domanig, Karl

Brixen, 1906

Von Triest nach Jerusalem

[urn:nbn:at:at-ubi:2-11624](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-11624)

Der hochwürdigste Fürstbischof von Triest, Exzellenz Dr. Nagl, war an Bord erschienen, um die ihm bekannten Pilger zu begrüßen und uns allen seinen bischöflichen Segen zu erteilen. Die Anker werden gelichtet, die Dampfpfeife gibt ihr letztes Signal, langsam, fast unmerklich setzt sich das stolze Schiff in Bewegung. Die Pilger singen:

Wir zieh'n dahin ins Heil'ge Land,
Wo uns'res Heiles Wiege stand —

Und dann zum Abschied vom Vaterland:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!

Vom Strande winkt man, ruft man uns zu: Gott
behüte euch! Auf Wiedersehen! Adio! Adio!



Von Triest nach Jerusalem.

Es war ein herrlicher, wolkenloser Tag, dieser 16. August, an welchem wir den Hafen von Triest verließen. Auf dem Deck wurde sogleich eine heilige Messe gelesen. Dann bemühte sich jedermann um sein Gepäck, suchte seine Kabine, seine Schlafstätte auf, sicherte sich einen Platz bei Tisch und alsbald war auch schon das „Café-Restaurant zum guten Pilger“ eröffnet, eine Bretterhütte auf dem Vorderdeck, wo gutes Dreher-Bier und unverfälschter Dalmatinerwein (der Viertelliter zu drei Kreuzern!) zu haben war. „Der gute Pilger“ hat — um dies nur gleich zu sagen — seine Anziehungskraft während der ganzen Fahrt bewahrt, als Zufluchtsort aller Durstigen und Stelldichein aller Fröhlichen.

Und jetzt war auch Gelegenheit geboten, sich die Mitreisenden zu besehen; Bekanntschaften wurden gemacht, alte Freunde entdeckt oder jetzt erst geziemend begrüßt. Die Nummer, die jeder Pilger im Pilgerverzeichnisse führte, trug er zugleich an einer Armbinde, so daß es nicht erst der Vorstellung bedurfte, um eine Persönlichkeit festzustellen. — In bester Stimmung fuhren wir aus dem Golf von Triest, die schönen Gestade des Küstenlandes zur Linken, an Pola vorbei hinaus ins offene Meer. Der Himmel war so blau und die Fahrt so glatt und ruhig — ein Bauer, den offenbar ganz die Neuheit seiner nächsten Umgebung gefangen nahm, tat endlich, nachdem wir schon vor länger als einer Stunde Triest verlassen hatten, die ungeduldige Frage: „Ja, wenne fahren wir denn nachher einmal?“

Nach dem Mittagessen, das immer, am ersten wie am letzten Tage zufriedenstellend war, löste sich die Tischgesellschaft wieder in Gruppen auf. Und dabei gab es keinen Unterschied in der Person; Damen und Herren, Geistliche und Weltliche, Gelehrte und Ungelehrte verkehrten in freundlicher Ungezwungenheit mit einander, namentlich war aller Unterschied der Nationalitäten verwischt. Kleinere Zirkel, die entweder die engere Landsmannschaft oder alte Bekanntschaft oder die Gemeinsamkeit besonderer Interessen zusammenführte, gab es gleichwohl auch hier. Ich meinerseits habe mich mit Vorliebe zu ein paar Naturkundigen gesellt, weil ich von ihnen lernen konnte, was mir am meisten fehlte. Und wenn mir dann unser lieber Professor Meusburger ein Kapitel aus der Erdkunde erläuterte oder der gemütliche Dr. Stumpf ein Thema aus der Optik anschnitt, da fanden sich meist auch andere Zuhörer, besonders gern ein paar intelligente Bauern dabei ein; auch für historische oder religionsphilosophische Fragen zeigten diese Leute

immer Verständnis. Ich will ein paar solcher Unterredungen einstreuen, so weit sie Gegenstände berühren, die allen Mitreisenden nahe lagen.

Was in allererster Linie die Aufmerksamkeit der Pilger erregte und fesselte, war natürlich das Schiff, sein Bau und seine Fortbewegung. Wiederholt haben sowohl Professor Meusburger als auch Professor Stumpf kleinere oder größere Gruppen von Passagieren in den Maschinenraum geführt, um dort, unterstützt von den Mitteilungen der freundlichen Maschinisten, Zweck und Zusammenwirken der einzelnen Maschinenteile zu erklären. Professor Meusberger hielt darüber auch einmal einen längeren Vortrag im Salon, dem ich das Folgende entnommen habe:

Unsere „Tirolia“ hat eine Länge von 96 Metern, eine Breite von nicht ganz 13; die Höhe bis zum Deck beträgt etwa 12, bis zur Mastspitze etwa 37 Meter; gut 4 Meter ist ihr Tiefgang (bei voller Belastung aber beinahe 7 Meter). Das Eigengewicht des Schiffes ist 3400 Tonnen (à 1000 Kilo); sein Fassungsraum beträgt 1800 Registertonnen, das ist etwas über 4100 Kubikmeter. 72 Mann besorgen die Leitung und Bedienung des Schiffes. Seine höchste Geschwindigkeit beläuft sich auf 15 Seemeilen; wir fuhren nur mit 12 Meilen Geschwindigkeit, d. h. etwas mehr als 22 Kilometer in der Stunde, also nicht ganz mit der Geschwindigkeit eines Personenzuges. Die Herstellungskosten eines solchen Schiffes belaufen sich auf weit mehr als eine Million Kronen.

Wie wird denn nun dieser gewaltige Körper in Bewegung gesetzt? Durch die Schraube, die sich neben dem Steuer am Hinterteil des Schiffes befindet. Die Schraube besteht aus 4 Flügeln und hat einen Durchmesser von nicht viel mehr als 4 Metern; sie wird durch die Dampfmaschine in rasche Bewegung

gesetzt und bewirkt, daß das Schiff vom Wasser vorwärts getrieben wird, genau in jener Richtung, welche der Steuermann durch die Stellung des Steuers bestimmt.

Die Schraube (eine Erfindung des österreichischen Ingenieurs Ressel) ist ähnlich einem Windrädchen, mit dem die Kinder sich spielen. Läuft der Knabe mit dem Rädchen gegen den Wind, so dreht sich das Rad; nun befestige das Rad und drehe es im Wasser, so bewegt sich das Wasser und die so entstehenden Wellen drängen das Rad vorwärts, um so rascher, je schneller die Bewegung des Rades ist. — Das Rad des Schiffes, die Schraube, ist an einer ungeheueren „Welle“ befestigt und diese Welle wird von der in der Mitte des Schiffes befindlichen Dampfmaschine fortwährend in Drehung gesetzt. Die Maschine besteht aus 4 Dampfkesseln mit 4 dazu gehörigen Feuerungen, deren jeder die Arbeit des anderen aufnimmt und in seiner Weise dazu beiträgt, dem Dampf die möglichst größte Spannkraft zu geben. Dazu werden (bei voller Geschwindigkeit) täglich 35 Tonnen = 35000 Kilo bester Cardiffkohle benötigt. Zum Füllen der Dampfkessel kommt nur Süßwasser in Verwendung; das Schiff, das ganz aus Walzeisenplatten gebaut ist und überall Doppelwände hat, besitzt in diesen Wänden Raum genug zur Aufnahme von Kohle und Süßwasser.

Ein guter Schraubendampfer bewegt sich mit solcher Kraft und Sicherheit, daß nur die größten Stürme ihn von seiner Richtung ablenken können. Durch wasserdichte Querabteilungen (Schotten) ist das Schiff für den Fall, daß irgendwo ein Leck entstünde, vor dem Versinken gesichert. Zu fürchten sind eigentlich nur das Auflaufen auf Sandbänke oder Klippen und dann die Zusammenstöße; aber der Kapitän hat seine Seekarten, auf denen jede Untiefe genau verzeichnet ist, und kann im Falle eines drohenden Zusammenstoßes

sofort von der Kommandobrücke aus das Zeichen zum Rückwärtsfahren geben. Gefährlicher als das Wasser ist für den Schiffer immer das Feuer; doch steht für den Fall einer Feuersbrunst die Pumpe in Bereitschaft, die in wenigen Sekunden das ganze Deck unter Wasser setzt.

Wie läßt sich nun aber dem Schiffe so genau seine Richtung geben und wie kann man den jeweiligen Standort des Schiffes bestimmen? In der Nähe des Landes, am einfachsten durch die Leuchttürme, die bei Nacht fortwährend Signale geben und zwar jeder verschiedene, so daß der Schiffer genau weiß, ob er den Leuchtturm von Pola oder Parenzo, von Lussin oder Sansego vor sich hat. Genauer orientiert sich der Kapitän aus der bisher eingehaltenen Richtung und der Länge des zurückgelegten Weges (Dinge, die immerfort verzeichnet werden), dann mittelst der Sterne. In den „Ephemeriden“, einem Buch, das auf keinem Schiffe fehlt, ist ganz genau für jeden Ort und jede Zeit des Tages und der Nacht der Stand der Sonne, des Mondes und der größeren Sterne verzeichnet. Die besten und unentbehrlichsten Dienste endlich leistet der Kompaß, den der Steuermann fortwährend vor Augen hat, wenn er — was durch eine eigene Maschine geschieht — von der Kommandobrücke aus dem Steuer seine Drehung gibt. ~

Können Schiffe auch Nachrichten an andere Schiffe oder ans Land versenden? Auch das und zwar jetzt am einfachsten durch die sog. drahtlose Telegraphie. Wo die dazu nötigen Apparate fehlen, muß man sich, wie früher immer, der Flaggensignale bedienen; im Signalflaggenbuch findet man dann angegeben, was die ausgesteckten Fähnlein mit ihren verschiedenen Farben und Zeichen zu bedeuten haben.

Welche Fülle von Erfahrungen, welche Menge der wichtigsten Erfindungen auf so vielen Gebieten des Wissens und Könnens hat dazu gehört, um ein der-

artiges, im Ganzen wie im Einzelnen bewundernswertes Verkehrsmittel zu schaffen! Und doch gehört unser Schiff zu den kleineren und bescheidenern seiner Art; man hat seit neuestem Dampfer von mehr als dreifacher Größe erbaut, die mit doppelter Geschwindigkeit fahren und mit aller nur erdenklichen Bequemlichkeit und ausgesuchtem Luxus ausgestattet sind, wahrhaft schwimmende Paläste. — Im Seeverkehr hat sich innerhalb der letzten 50 Jahre ein völliger Umschwung vollzogen; ebenso wie durch die Eisenbahnen der Verkehr zu Lande ein anderer geworden: das Hindernis der räumlichen Entfernung ist nahezu beseitigt, Völker sind mit Völkern, Weltteil mit Weltteil in beständigen Wechselverkehr getreten. Und dieselben Erfindungen, derselbe Fortschritt des menschlichen Geistes hat ebenso auf anderen Gebieten Platz gegriffen und Verhältnisse geschaffen, die völlig neu und mit dem Altbestehenden nicht vereinbar sind. Man kann in Wahrheit sagen: wer unsere Zeit, wer die letzten 50 Jahre miterlebt hat, der hat mehr Neuerungen erlebt, als die Menschen vor uns in vielen Generationen erfahren konnten. Und heute ist der Umschwung der Dinge noch nicht abgeschlossen, ja sein Ende nicht abzusehen. So viel allein ist gewiß, daß wir uns in einem Werdeprozeß befinden, wie die Weltgeschichte keinen zweiten, keinen so allgemeinen und so tiefgreifenden kennt.

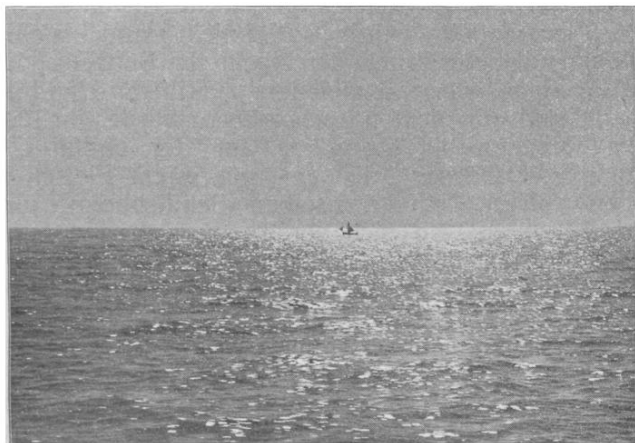
Aber nun noch ein Wort über das Meer. Mehr als $\frac{2}{3}$ der Erdkugel sind mit Meer bedeckt; das kleine Mittelländische Meer nimmt allein gegen 3 Millionen Quadratkilometer ein. Seine durchschnittliche Tiefe beträgt 1400—1500 Meter; die größte Tiefe (nordwestlich von Kreta) 4400 Meter, also mehr als die Höhe des höchsten Berges von Tyrol. Der Salzgehalt des Mittelländischen Meeres ist, weil mehr Wasser verdunstet als die Flüsse zuführen, größer als bei anderen Meeren: 3·7 bis 4 Prozent. — Von Fischen sind im Mittelländischen

Meere vor allem der Tunfisch, Sardinen und Sardellen von Bedeutung. Aber auch Austern, Miesmuscheln, Badeschwämme, Korallen sind gesuchte Handelsartikel. Nicht selten kommt jetzt, seit der Eröffnung des Suezkanals, der gefürchtete Haifisch vor. An Fischreichtum steht übrigens das Mittelländische Meer wegen seiner größeren Tiefe hinter der Nordsee und Ostsee zurück. —

Unsere ganze Fahrt von Triest bis Jaffa war eine überaus günstige; wolkenloser Himmel, spiegelglatte See. Nur von Land war wenig zu sehen; am ersten Tage noch die Quarnerischen Inseln; an Korfu kamen wir schon bei Nacht vorüber. Dagegen sahen wir am zweiten und dritten Tage die Westküste von Kephalaria und Zante aus nicht allzugroßer Entfernung, dann die ferne Küste Griechenlands und die Nordseite von Kreta, die beiden letzten Tage nichts anderes mehr als Wasser und Luft.

Und doch gingen uns diese Tage schnell vorüber, ohne Schatten von Langeweile. Vor allem war für die religiösen Bedürfnisse der Pilger in der ausgiebigsten Weise gesorgt. Die schöne Madonnenstatue, unsere Stella maris, hatte auf dem Mitteldeck Platz gefunden; um sie herum standen 14 Altäre, auf denen täglich von 4 Uhr früh bis gegen 8 Uhr hl. Messen gelesen wurden. Bald nach dem Frühstück gab ein Trompetensignal den Beginn des gemeinsamen Gottesdienstes bekannt. Die kurze Predigt hielt jeden Tag ein anderer Priester (doch waren die Stoffe vom Generalkommissär des Hl. Landes, unserem verehrten P. Melchior, bestimmt und unter sich in Zusammenhang gebracht); dann folgte das levitierte Hochamt, bei dem ein Sängerkhor, von Gilbert Rabensteiner dirigiert, sein Bestes bot. Und das war nun wohl etwas vom Schönsten, dieser Gottesdienst auf dem Schiffe! Ein betendes Volk, ist das nicht immer ein erhebendes Schauspiel? Und hier

nun gar, wo die Gebete emporsteigen aus der ungeheuren Öde des Meeres; kein Laut um uns als der regelmäßige Gang der Maschine oder das Flattern des Segeltuchs, das über unsere Köpfe gespannt war. Bei den Hauptteilen der Messe aber dröhnte jedesmal ein Kanonenschuß, als ob die Flut unter uns und der Himmel über uns angerufen würden, miteinzustimmen



in das Lob des Allmächtigen und wir mit Macht uns ins Bewußtsein riefen, daß auf dem schwankenden Schiffe, daß in aller Flucht der Erscheinungen, Einer unser Halt und Helfer sei.

Auch am Abende wurde täglich eine gemeinsame Andacht abgehalten und außerdem war wohl der Platz um die Madonna zu jeder Tageszeit, oft bis in die Nacht hinein, von Betenden belagert. Das hielt nun aber jeder nach seinem Belieben und seiner Gewohnheit; gerade in Hinsicht der religiösen Übungen ward niemandem auch nur der geringste Zwang auferlegt;

die Lauen sind sogar schwerlich um vieles frommer, aber auch (und damit konnte sich unser guter Herr Spiritual wohl getrösten) die Frommen gewiß nicht lauer geworden.

Eigenartig gestaltete sich das Aussehen des Decks gegen Abend. Die Tage waren, besonders gegen das Ende unserer Fahrt, sehr heiß; wer immer konnte, suchte sich für seine Nachtruhe ein Plätzchen im Freien. Es gab kein Winkelchen, das nicht in eine Schlafstätte verwandelt wurde; Männlein und Weiblein schleppten bei Einbruch der Nacht ihr Bettzeug daher und bezogen, während vielleicht zur linken Hand noch gebetet und zur rechten noch gezecht wurde, ihr Lager. Da gab's denn oft, besonders auf der Hinfahrt, da noch etliche Ochsen, die uns mit ihrem Fleisch versorgen sollten, auf demselben Schiffsboden untergebracht waren, wo sich der Zugang zu den Schlafstellen befand, ergötzliche Bilder. So müssen die Menschen in den Zeiten der Völkerwanderung gelebt und gehaust haben!

Am zweiten Tage unserer Meerfahrt wurden Ansichtskarten mit Bildern aus dem Heiligen Lande zum Kauf ausgebaut. Da setzte nun sofort eine fieberhafte Tätigkeit ein; alles schrieb, mancher und manche Dutzende um Dutzende, wenn nicht Hunderte von solchen Kartengrüßen, mit einem Ernste, einem Eifer, als wenn es gälte, alle Schätze der Wissenschaft vor dem nahen Untergange zu retten.

Wer war nun eigentlich — man verzeihe die Zwischenfrage! — der größte Erfinder und Wohltäter der Menschheit? Gutenberg oder Watt, oder Edison, oder jener Unbekannte, der die Laute durch Zeichen festhielt und so die Möglichkeit bot, uns über Zeit und Raum zu erheben?*)

Johann Gutenberg († c. 1467), der Erfinder des Buchdrucks; James Watt († 1819), der Erfinder der Dampfmaschine;

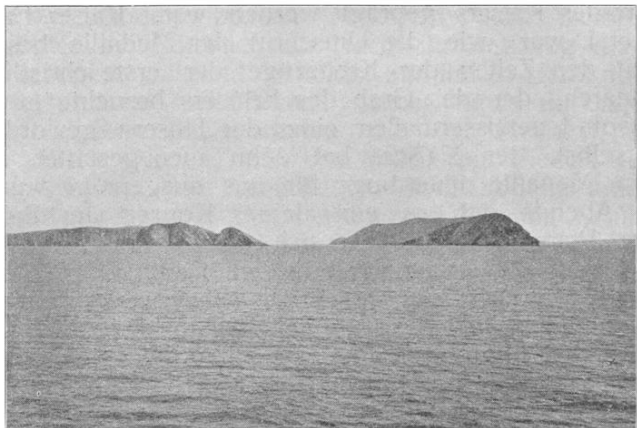
Am 18. August feierten wir den Namenstag unseres Kaisers. Der Prediger nahm Bezug darauf und nach dem Hochamte wurde die Kaiserhymne gesungen, beim reicheren Mittagstisch wurde von unserem Obersten der Toast auf Seine Majestät ausgebracht und dann endlich jenes Andenken verteilt, worauf sich alle Pilger schon freuten: die schöne Medaille von Tantenhayn sen., welche im Jahre 1869 zur Erinnerung an die Pilgerfahrt des Kaisers geprägt worden war. Kaiser Franz Josef I. war, wie die Umschrift der Medaille besagt, „seit den Zeiten der Kreuzzüge der erste christliche Monarch, der das Grab des Erlösers besuchte“, und ist somit gewissermaßen einer der Unsern geworden; er selbst, der Kaiser, hat denn auch gestattet, daß diese Medaille neuerdings für uns ausgeprägt wurde.

Abends gab es ein kleines Konzert im Salon. Herr Pfarrer * * * ließ sich als virtuoser Flötenspieler zu Klavierbegleitung hören. Dann veranstalteten unsere Matrosen ein prächtiges Feuerwerk und der Kommandant ließ die Kanonen lösen; das fachte die helle Begeisterung an. Laute Jubelrufe, Jodler und Juchezzer verkündeten dem Meere, daß es Tyroler waren, die jetzt seine Fluten durchfuhren.

Daß es bei aller Gehobenheit der Stimmung und trotz aller Heiterkeit, die da herrschte, auch in unserer Pilgerrepublik nicht an aller und jeder Unbequemlichkeit fehlte, ist wohl selbstverständlich. Fälle von Seerkrankheit leichteren Grades waren auch schon auf der Hinfahrt zu verzeichnen und Verdauungsstörungen dieser und jener Art waren so ziemlich an der Tagesordnung.

Edison, (ein noch lebender Amerikaner), Entdecker elektrotechnischer Maschinen. Temuresch, der fabelhafte Erfinder der Schrift, soll im 4. Jahrtausend v. Chr. gelebt haben; aber Bilder für Begriffe zu setzen, war schon früher erfunden worden, während die Entstehung der Buchstabenschrift kaum über das Jahr 2600 hinaufreicht.

Einmal hörte ich eine Südtirolerin mit sehr entschiedener Betonung erklären, sie würde, wenn ihr dieser Kaffee, wie er im Schiff verabreicht wurde (den man übrigens ganz gerne zu sich nahm), zu Hause vorgesetzt würde, denselben einfach — stehen lassen. „Ja,“ meinte ein bescheidenes Bäuerlein, „wenn wir nur g’rad’s Wasser von daheim hätten!“ —



Kleine Inseln bei Kreta.

Jetzt mischte sich ein junger Geistlicher ins Gespräch: wenn er nur wenigstens seine geräumige Stube und sein gutes Bett und die kühle Luft vom Unterinntal haben könnte! — Da meinte aber der Postmeister von Thaur in seiner jovialen Art: „Ah ja, gelten Sie, Hochwürden, und nachher so ein recht kommod’s Kutschierwagele mit Gummiradeln dran, daß man schön auffahren könnt’ in’ Himmel. Der heilige Petrus müßt’ aber nachher schon verständigt sein, daß er Ihnen nit eine Weile warten ließ’, sonst

würden Sie ihm noch vor der Himmelstür ungeduldig!“ — Die Ansicht, daß man einem großen Ziel zu Liebe die kleinen Unebenheiten wohl mitnehmen könne, war durchaus vorherrschend; die Vernünftigsten sprachen erst nicht lange darüber.

Kathele, nit außifallen, es wär' schad' um's Reisgeld. — „Na, na, außifallen tu' ich nit! Ah na, 's Reis'geld werd' ich schon einbringen!“ war die tröstliche Versicherung. Die Kathl hatte sich nur über das Geländer vorgebeugt, um den Sonnenaufgang recht zu betrachten: wie die Schatten der Nacht sich zerstreuten, die Sterne erblaßten und die Sonne emportauchte aus der zitternden Flut und nun voll in ungewohnter Größe wie eine rotglühende Scheibe am Rande des Horizontes stand! Das Auge schaute sie noch, ohne geblendet zu werden. Dann zog sich ein glitzernder Streifen allmählig vor ihr her über die Wasser, die letzten Schatten verflüchtigten sich in bläulichen, gelben, rötlichen Tinten und da steht sie, ein sengender, blendender Feuerball, und beginnt den unaufhaltsamen Lauf . . .

Sieh dort im Osten, in weiter Ferne die Inselgruppe! Das muß Leukadia (Leukas) sein und Ithaka, die Heimat des göttergleichen Odysseus! Ich sagte dem Kathele ein Wort vom Ithakerfürsten und da waren auch gleich ein paar andere Zuhörer da, ich mußte die ganze Geschichte des Odysseus erzählen.

Die alten Griechen, die alle Inseln ringsum bewohnten und das Festland, das wir nun bald zu Gesicht bekommen werden, waren ein tapferes, kluges und kunstreiches Volk. Einmal (etwa um 1200 vor Christi Geburt) führten sie einen langen Krieg mit dem mächtigen Troja und nahmen und zerstörten es; und der Tapferste dabei, der zum Fall der Stadt das Meiste beigetragen hatte, war Odysseus, der Fürst von

Ithaka oder, wie man heute glaubt von Leukadia, welches den Namen Ithaka zuerst geführt haben soll.

Als aber nun alle anderen Griechen aus dem Feldzuge längst schon nach Hause zurückgekehrt waren, wurde Odysseus (hier beginnt nun Sage und Dichtung), weil er sich einmal gegen den Gott des Meeres, den Poseidon, versündigt hatte, von diesem an der Rückkehr gehindert und viele Jahre lang bald im einen, bald im anderen Gewässer herumgeworfen und hierhin und dorthin, einmal sogar in die Unterwelt verschlagen. Er hatte schon fast alle Hoffnung aufgegeben, daß er je noch seine Heimat sehen werde.

Da erbarmte sich endlich Zeus, der Vater aller Götter, des unglücklichen Helden und zwar auf die Fürsprache seiner Tochter Pallas Athene. Diese lenkte es so, daß mitleidige Schiffer, Phäaken, die wahrscheinlich die Insel Korfu bewohnten, den Odysseus nach Ithaka brachten.

Es war die höchste Zeit für ihn und sein Haus; denn gerade damals wurde seine Gattin, die edle Penelopeia, aufs stärkste gedrängt, sich einen anderen Gatten zu nehmen. Odysseus, so sagte man ihr, müsse längst schon umgekommen sein, sie solle sich also entscheiden. Freier gab es mehr als genug; nicht bloß alle Vornehmsten von Ithaka, auch die Fürsten der umliegenden Inseln bewarben sich um die schöne Frau und gingen ihr gar nicht mehr von der Stelle, sondern ließen sich im Palast des Odysseus häuslich nieder und zechten und schwelgten da. Die arme Penelopeia mußte nur zusehen; denn ihr Sohn Telemachos war auch noch jung und konnte nicht helfen. Und jetzt beschlossen diese übermütigen Freier endlich ans Ziel zu kommen: morgen müsse sich die Fürstin entscheiden, wen aus ihnen sie zum Manne nehmen wolle. Sie gaben ihr keine Frist mehr,

In dieser äußersten Not landete Odysseus. Schlafend ward er ans Land gesetzt („Gott gibt's den Seinen im Schlafe“). Als er erwachte und niemanden um sich sah, kam große Betrübniß über ihn: aber da stand schon Pallas Athene vor ihm, seine Fürsprecherin unter den Göttern, und belehrte ihn, daß er nun wirklich in seiner geliebten Heimat wäre, und daß er den Kampf mit den Freiern aufnehmen solle, sie würde ihm treulich beistehen. Zugleich verwandelte sie ihn in einen alten, häßlichen und zerlumpten Bettler, damit er ganz unauffällig Einblick nehmen könne in alle Verhältnisse.

Als Bettler kam nun der Fürst in die Behausung des Schweinehirten Eumäos, der droben im Gebirg über das zahllose Borstenvieh waltete; dieser nahm ihn gut auf, denn er war ein redlicher und treuer Mann, der seinem alten Herrn mit ganzer Seele ergeben war und jeden Tag seine Ankunft herbeisehnte. Hieher, in die Hütte des Schweinehirten, kam aber auch Telemachos (wieder durch Athenes Vermittlung) und ihm gibt sich Odysseus zu erkennen. Vater und Sohn beschließen den Kampf mit den Freiern.

Am anderen Morgen betritt der Bettler den fürstlichen Palast, sieht das schamlose Treiben der Freier und die Bedrängnis der Gattin und muß an sich selbst Spott und Mißhandlung von der zuchtlosen Rotte erfahren: — er hält an sich und duldet. Und nun beginnen die Freier das große Spiel, dessen Preis die Hand Penelopeias war. Der Bogen des edlen Odysseus wird in den Saal gebracht: wer ihn spannen und handhaben würde, so wie Odysseus weiland ihn handhabte, der Stärkste von ihnen, sollte das göttergleiche Weib heimführen. Einer um den andern versucht es, keinem gelingt es. Jetzt erbittet sich aber der alte Bettler den Bogen und Telemach befiehlt, ihm denselben zu reichen. Er spannt die Sehne und schnellt den Pfeil genau so, wie einst Odysseus getan, leicht

und sicher an das gesteckte Ziel. Das war der erste Pfeil, den er entsandte; der zweite galt dem Anführer der Rotte und streckte ihn nieder. „Nun wißt, ihr Freier, ich selber bin Odysseus, nach 20 Jahren des Elendes nun endlich heimgekehrt, heimgekehrt zu euerem Verderben!“

Der Kampf beginnt. Von Telemachos unterstützt und den treuen Hirten Eumäos und Philötios, vor allem aber unterstützt und behütet von Pallas Athene, bezwingt und tötet der edle Dulder die sämtlichen Feinde, rächt sich grausam an der treulosen Dienerschaft und säubert dann nach getanem Werke seinen Palast. Und nun folgt die herrliche Szene, wie Odysseus, von seiner Schützerin inzwischen verjüngt und wieder mit der strahlenden Schönheit seiner Jugend ausgestattet, sich seiner Gattin, der treuen, edlen, zu erkennen gibt. Zuletzt bewirkt noch Athene die Versöhnung des Helden mit seinem Volke, das ihn willig wieder als seinen Fürsten anerkennt.

Diese Dichtung Homers, die Odyssee genannt, hat heute noch, nach fast 3000jährigem Bestande wenig eingebüßt von ihrem Reiz. Wer sie mit Bedacht und Verständnis liest, wird heute noch fast ebenso entzückt sein, wie es die alten Griechen waren, denen sie für das Buch der Bücher galt. Sie ist insbesondere das glänzendste Zeugnis echt griechischen Volksgeistes jener Zeit und gewährt zugleich einen tiefen Einblick in das religiöse Empfinden eines Volkes, das, ohne von der Offenbarung erleuchtet zu sein, aus sich selbst zu einer hohen Stufe der Erkenntnis vorgedrungen war. Die Theologie Homers ist ein Stück natürlicher Theologie, die der menschlichen Seele eingeboren ist. Da ist zunächst aufs klarste ausgesprochen, daß die Kultur untrennbar verbunden ist mit der Religion:

ein Volk ohne Götter ist dem alten Homer ein Volk von „Räubern und sittenlosen Barbaren“. — Das Schicksal des Menschen im Diesseits wie im Jenseits, wo die Seelen der Verstorbenen wohnen, hängt von seinem Verhalten gegenüber der Gottheit ab. — Mißachtung der Götter zieht Strafe nach sich, treue Verehrung sichert uns ihren Beistand; denn vom Ratschluß der Götter wird das Los der Sterblichen bestimmt. — Auch der tiefste Kern des Christentums ist in der Odyssee bereits erfaßt: Dulden und Entsagen war es, was den Helden neben seiner persönlichen Tüchtigkeit durch die Gnade der Gottheit ans Ziel brachte.

Ganz eigenartig berührt das Verhalten Athenens in der Odyssee; es mutet uns an, als ob die Griechen in dieser schönsten von ihren Göttergebilden eine gewisse Vorahnung des christlichen Menschheitsideals verkörpert hätten, das wir in Maria verehren; Athene ist wie Maria die stets Jungfräuliche, der Sitz der Weisheit und Stärke, Ursache des Heiles und Helferin in jeder Not; sie liebt und erzieht ihren Schützling, berät und fördert ihn auf allen Wegen. —

Aber seht dort die Küste des Peloponnes! Die sanften Wellenlinien des bläulichen Gebirges, aus dem sich deutlich ein Berg erhebt: der Taygetos, an dessen Fuß einst das kriegerische Sparta lag. Hier nördlich, hinter Kepholonía, liegt die Bucht von Korinth und weiter östlich Athen, der eigentliche Sitz der griechischen Kunst und Wissenschaft.

Dies kleine Griechenland — das Festland ist nicht viel größer als unser Tyrol — war die Heimat der europäischen Kultur. Die Urfänge der Wissenschaften und Künste gehen freilich weiter zurück; sie sind in Asien (Babylonien) und besonders in Ägypten zu

suchen. Als die Urahnen der Griechen (etwa um 1600 v. Chr.) die schöne Halbinsel besiedelten, erhielten sie durch Vermittelung der Phönizier und Lydier die Anfänge der Kultur, die sie dann, begünstigt von der Schönheit ihrer neuen Heimat, unter glücklichen



politischen Verhältnissen zur herrlichsten Entfaltung brachten, so daß sie auf nahezu allen Gebieten die Lehrer der Menschheit wurden.*)" Denn als

*) Die alten Griechen (Hellenen) sind wohl als so gut wie gestorben zu betrachten; die Bevölkerung des heutigen Königreichs Griechenland ist ein aus dem hellenischen und albanischen Stamm hervorgegangenes Mischvolk mit slavischem Einschlag.

Aber mit dem Namen Griechen — der uns in Jerusalem auf Schritt und Tritt begegnet — bezeichnet man auch die Bekenner der griechischen Kirche. Diese hat ihren Namen auf folgende Weise erhalten: Als Kaiser Konstantin, der Beherrscher des die drei alten Weltteile umspannenden Römischen Reiches seine

Griechenland — schon i. J. 146 v. Chr. — politisch zugrunde ging und eine römische Provinz wurde, haben die Römer das reiche Erbe überkommen und es den übrigen Völkern (auch den Deutschen, auch den Tyrolern!) vermittelt.*) Kein Volk der Welt hat seither jene hohe Stufe der Bildung erreicht, wie sie kurz nach 450 v. Chr. dem griechischen Volke zu eigen war. Das ist leider so wahr, daß wir heutigen Europäer, die

Residenz nach Byzanz, d. i. dem nach ihm so genannten Konstantinopel verlegt hatte (330 n. Chr.), unterschied man ein weströmisches und oströmisches Reich und nannte das letztere auch byzantinisches oder griechisches Kaiserreich. Das weströmische Reich ging in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde (476); das oströmische oder griechische erhielt sich bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Das Oberhaupt der christlichen Kirche hat nun von jeher (seit Petrus) seinen Sitz in Rom gehabt; aber die Patriarchen von Konstantinopel wollten sich niemals gerne zur Abhängigkeit von Rom verstehen; diese ehrgeizigen Priester, voran die Patriarchen Photius und später Michael Cärularius, leugneten sogar den Primat Petri, was endlich zur Trennung führte (1054). Seither blieb die griechische Kirche, welche auch in der Lehre vom Ausgang des hl. Geistes aus dem Vater und Sohne eine Sonderstellung einnimmt, im übrigen aber unseren katholischen Glauben teilt, deren Priester auch durchaus als rechtmäßig geweiht zu betrachten sind, von der römischen Kirche getrennt. Sie nennt sich die griechisch-orthodoxe (rechtgläubige) Kirche und wird zum Teil (die Griechen im engeren Sinne) vom Patriarchen in Konstantinopel, zum Teil (die Untertanen des russischen Reiches), vom hl. Synod in St. Petersburg geleitet. — Es gibt aber auch viele Bewohner des ehemaligen griechischen Reiches und in Rußland, welche den Papst als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche Christi anerkennen; diese gehören ganz so wie wir zur katholischen Kirche und werden deshalb Griechisch-Unierte (Vereinigte) genannt. Sie haben nur eine andere Form des Gottesdienstes und auch sonst gewisse von Rom zugestandene Privilegien. Im ganzen gehören etwa 100 Millionen Christen zur griechischen Kirche.

*) Wie uns denn heute noch auf nahezu allen Gebieten Hunderte von griechischen Namen begegnen: Hektar und Kilogramm, Barometer, Thermometer, Astronomie, Geographie, Epos, Drama, Rhetorik, Politik u. s. w., u. s. w. — lauter griechische Worte.

wir nicht genug reden können von dem Hochstand unserer Bildung, vor den Augen der alten Griechen in vieler Hinsicht wie halbe Barbaren erscheinen müßten. (Man stelle nur einmal unsere Theater, unsere Kunst und Literatur, unsere Volksfeste neben die Hervorbringungen griechischen Geistes!) Dabei ist eines zu beherzigen: jene Kunst der Griechen, zu der heute alle Gebildeten wie zu einem unerreichten Vorbild aufblicken, ist ganz und gar auf dem Grunde der Religion erwachsen, einer Religion, die doch so lückenhaft und so mangelhaft war. Was würden jene kunstreichen Heiden erst geleistet haben, wenn ihnen wie uns die Sonne des Christentums geleuchtet hätte!

Denn daß ich nun auch von den Schattenseiten spreche: jene bloß natürliche Theologie, wie wir sie bei Homer treffen, hat nicht genügt, die Griechen auch nur vor den größten Irrtümern zu bewahren. Dort auf dem Berge Taygetos pfl egten die Spartaner und zwar auf Geheiß des Staates ihre eigenen Kinder auszu- setzen, die ihnen nicht schön und kräftig genug erschienen; die Seele des Weibes schien ihnen anders zu sein als die des Mannes, unendlich tiefer stehend (und darnach gestaltete sich die gesellschaftliche und die rechtliche Stellung der Frau); vollends die Unfreien, die Sklaven, die in Attika die Zahl der Freien ums Vierfache übertrafen, waren dem Belieben des Käufers überlassen, bloße Marktware. Der Sinn für Menschlichkeit fehlte den Alten; eine Erscheinung, wie etwa die des heil. Vinzenz von Paul, der die verlassenen Kindlein auf- las, Spitäler und Zufluchtshäuser gründete, sein ganzes Leben der Fürsorge der Armen und Bresthaften widmete, mußte den Griechen als eine Narrheit und ein Ärgernis erscheinen. So weit ist die Religion jenes höchst- kultivierten Volkes vor der unsrigen zurückgeblieben, weil es göttlicher Offenbarung und des lebendigen Beispieles Christi bedurfte, um die Menschen zur Er-

kenntnis zu bringen, daß Liebe Gottes und des Nächsten das Wesen der Religion sei; damit erst konnte die wahre Humanität begründet werden.

Das Kathete hat sich jetzt bei Seite gedrückt, der Villanderser Bergknappe hat sie ins Gespräch gezogen. „s selb, weißt', hätt' ich gen gar nie denkt, daß's Meer a so groß wär'!“ hörte ich ihn sagen. — Ja, Männlein, und wir sehen erst gar nicht viel vom Meere! Selbst von der Höhe der Kommandobrücke aus nur etwa 13 Kilometer nach jeder Seite — mehr sieht man nicht.

„Ja wie das?“ — Wegen der Kugelgestalt der Erde. Warte, dort ist ein Schiff, ein Dampfer, wie es scheint. Dort, weit weg! Nimm das Opernglas, sieh genau zu! Was nimmst du aus? Die Masten, nicht wahr, und den Schornstein und nur wenig vom Deck. Den Rumpf des Schiffes kannst du gar nicht sehen, noch nicht, erst wenn das Schiff uns näher käme. Siehst du, das macht die Kugelgestalt der Erde!

So beschränkt ist unser physischer Gesichtskreis und so begrenzt und klein auch die Sehweite des menschlichen Geistes! In die Höhen des Sinai hat uns der Herr erheben müssen, daß wir weiter sähen . . .

Eines Tages meinte der alte Bergknappe: „Das Jerusalem ist jetzt doch so eine Weite entfernt, g'rad gar am äußersten End' der Welt!“ Wir hatten nun schon das Jonische Meer hinter uns und Kreta, die langgestreckte Insel, deren Nordseite, aus der Ferne gesehen, uns wenig anheimelnd erschien; wir fuhren bereits im eigentlichen Mittelländischen Meere und noch immer kein Land, selten einmal ein Schiff, worauf das Auge noch ruhen konnte; nichts als die tiefblauen Wasser und der ewig sonnenhelle, stahlfarbene Himmel.

Der Postmeister war heute mit seiner Uhr nicht zufrieden, sie wäre ihm fast eine Stunde hinter der

Schiffsuhr zurückgeblieben. Und die meine trieb es ganz ebenso. Ich mußte mich erst besinnen, wieso das kam. Aber richtig, von Kap Matapan, der Südspitze Griechenlands, sind wir ja immer nach Osten gefahren, von Triest gerechnet nun wohl schon 13 Längengrade; jetzt hatte der Kapitän die Schiffsuhr nach dem 27. Längengrad (von Greenwich) gestellt, während die mitteleuropäische Zeit, die wir in Triest noch hatten, sich bekanntlich nach Görlitz, d. i. nach dem 15. Längengrad, richtet. Nun geht uns, weil wir um so viel weiter östlich stehen, die Sonne um 52 Minuten früher auf. In Jerusalem beträgt der Zeitunterschied gegenüber der mitteleuropäischen Uhr sogar mehr als $\frac{5}{4}$ Stunden. Zum Bergknappen sagte ich: Siehst du's, daß Jerusalem doch nicht am Ende der Welt liegt, denn unsere Gegenfüßler sind uns sogar um ganze 12 Stunden voraus . . .

Aber ob denn, meinte der Postmeister, diese durchgehende Verschiedenheit der Zeitrechnung im Weltverkehre nicht große Unzukömmlichkeiten mit sich bringe? Gewiß tut sie das. Und ob es denn nicht möglich wäre, sich auf eine Weltzeit zu einigen? Ich bejahte die Frage. Man könnte an jeder Taschenuhr neben der Ortszeit die 24stündige Weltzeit ersichtlich machen, vorausgesetzt wäre nur, daß man sich auf den Ort einigte, nach welchem die Weltzeit einzustellen wäre. Aber daran liegt's! Haben wir uns ja noch immer nicht auf einen gleichen Längengrad, nicht auf das gleiche Thermometer, nicht auf gleiches Maß und Gewicht geeinigt. Warum? O, weil Gleichgiltigkeit, Eigennutz, kleinliche Eifersucht dagegenstehen. Wenn man aufhören würde, im Seeverkehre, wie es heute allgemein üblich ist, nach englischen Fuß, nach Knoten und Faden zu rechnen, da meinten die Engländer ja, daß man ihnen ihre Vorherrschaft auf dem Meere streitig machen wolle. Welchen Schwierigkeiten ist

nicht auch die Einführung des Gregorianischen Kalenders begegnet?*) Die Russen haben ihn bis heute nicht angenommen. Aber der Zug unserer Zeit geht nun allerdings nach Ausgleichung der Verschiedenheiten; jene ungeheure Buntheit, wie sie das Bild früherer Zeiten, etwa noch des XVIII. Jahrhunderts, aufweist, ist heute bei weitem verblaßt. Auch in den tiefsten Fragen bereitet sich eine Einigung vor, insoferne, als die Menschheit im Begriffe steht, sich mehr und mehr entweder für oder wider Christus, für oder wider einen Gott zu erklären.

Unserem Bergknappen war ich noch eine Erklärung schuldig über die Lage Jerusalems. Nimm das Kärtchen zur Hand, das deinem „Pilgerführer“ beigegeben ist; es zeigt das Mittelländische Meer mit den angrenzenden Ländern. Das kommt mir nun so vor, siehst du, wie wenn in einem großen, weiten Saale die Völker zu einer gemeinsamen Tagung versammelt wären; auf der einen Langseite ständen jene, welche die Nordküste Afrikas und Ägypten bewohnen, auf der anderen die Griechen, die Römer und alle anderen europäischen Völker und oben an der Schmalseite die Asiaten. Wenn nun die sich einen Vorsitzenden wählten und der sollte jetzt seinen Präsidentensitz aufschlagen, so würde er gewiß keinen besseren Platz dafür finden, als gerade denjenigen, wo Jerusalem liegt; denn von hier aus kann die Stimme des Präsidenten überall gehört, können seine Befehle überallhin vermittelt werden. So hat auch der Herr, da er der Menschheit sich offenbaren wollte, gerade Jerusalem zu seinem Thron erhoben, weil Jerusalem recht eigentlich im Mittelpunkt der damals bekannten Welt gelegen ist.**)

*) Unsere heutige Zeitrechnung ist erst im Jahre 1582 durch Papst Gregor XIII. eingeführt worden.

**) H. A. Daniel (Handbuch der Geographie): In seinen geographischen Verhältnissen erscheine das Hl. Land „seiner hohen

Noch eine kurze Fahrt, einen Tag und eine Nacht: am 21. früh werden wir in Jaffa landen. Die Temperatur fängt an unbehaglich zu werden, trotzdem ja die Bewegung des Schiffes immer ein leichtes Windchen bringt. In den Kabinen ist es am schlimmsten, wir messen 30° R. Aber im ganzen erträgt sich die Hitze doch leichter als daheim, sie wirkt auf dem Meere auch nicht eigentlich erschlaffend. Geschwitzt wird freilich wie in einem russischen Dampfbad, so daß selbst die Überkleider, jene bequemen, leichten Staubmäntel, stellenweise durchnäßt sind. Unsere Toilette wird denn wohl überhaupt bis zum Ende unserer dreiwöchentlichen Reise wenig salonfähig aussehen. Was tut's? Hier am Schiff, und ich denke auch dort am Lande unter Türken und Heiden, wird man's in diesem Punkt so genau nicht nehmen, selbst unsere Damen sind nachsichtig gegeneinander. Wir alle haben anderes zu denken, was alle Gemüter in Spannung hält: morgen werden wir landen, morgen das Heilige Land betreten!

Die letzte Nacht war keine erquickliche. Im Salonging's lauter her als gewöhnlich, in den Schlafstätten konnten manche mit Packen kein Ende finden. Ich vermochte vor Hitze kein Auge zu schließen und ging

Bestimmung vollkommen entsprechend. Rings umgeben von den sechs blühendsten Kulturvölkern der alten Welt — Babylonier, Assyrier, Meder, Perser, Phönizier, Ägypter — nahe der großen Heer- und Handelsstraße zwischen Afrika und Asien, blieb dies Land und die Hauptstadt doch schwer zugänglich durch Wüsten und Meere, gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen. Ohne durch schiffbare Stromgebiete oder günstige Häfen nach außen gelockt zu werden, konnte hier das Volk Israel durch Gottes Offenbarungen ungestört erzogen werden. Als aber die höchste Offenbarung, das Christentum auf seinen Boden gepflanzt war, da bot es, gerade da gelegen, wo die Erdteile der alten Welt sich am meisten nähern, den Sendboten des Evangeliums schnelle und bequeme Bahnen zu ihrer Verkündigung.“

nur zuweilen aufs Deck um Kühlung zu schöpfen. Zu Mitternacht hatten schon die Messen begonnen, weil man unsere Statue, die Altäre und dergl. bis zum Morgen verpacken mußte. Um 2 Uhr früh waren schon die meisten auf den Beinen, ein Geist der Ungeduld schien über alle gekommen. Plötzlich — es war um 4 Uhr — erschien ein Licht in der Ferne: — kein Stern, es muß ein Leuchtturm sein — der Leuchtturm von Jaffa! Die Sonne steigt empor, von ferne zeigt sich das Land . . . Das Meer tiefblau; die weißschaumigen Wogen, die das Meer wirft, fluten leicht gekräuselt dahin: so sehen wir am Ziel der weiten Reise zufrieden und in stiller Bewegtheit unserer Landung entgegen. Um 6 Uhr stoppt das Schiff. Den Passagieren, die heute nicht Zeit finden werden zu einem regelrechten Mittagessen, wird Proviant verteilt: Brot, kalter Braten und Wein. Wir liegen wohl 20 Minuten von der Küste entfernt. Die türkischen Behörden sind rasch zur Stelle und walten ihres Amtes — die Ausschiffung kann beginnen.

Jaffa hat keinen Hafen. Eine Reihe von Klippen ist vorgelagert, so daß die Landung durch Boote bewerkstelligt werden muß. Da kommen sie schon angefahren zu Dutzenden, von Arabern und Negern gerudert, prächtigen Kerlen, die ein ungeheures Geschrei vollführen. Von der Schiffsbrücke nehmen sie die Reisenden in Empfang, nicht immer allzu sanft; wenn etwa eine Dame Bedenken trägt, sich diesen Heiden anzuvertrauen, wird kurzer Prozeß gemacht. Da übrigens die See ganz ruhig ist, geht die gefürchtete Ausschiffung in kurzer Frist glatt und glücklich vonstatten.

Um 7 Uhr früh standen wir schon alle am festen Land und sammelten uns im Schatten der nächstgelegenen Straße. Prozessionsweise und laut betend zogen wir durch ein Winkelwerk von engen, unglaublich schmutzigen

Straßen empor zu der hochgelegenen Franziskanerkirche, die an der Stelle erbaut sein soll, wo Petrus jenes Gesicht von den reinen und unreinen Tieren hatte. Hier wurde uns der Segen mit dem Sanktissimum erteilt und das Te Deum angestimmt:

„Großer Gott, wir loben Dich!
Herr, wir preisen Deine Stärke!



Die Ausschiffung in Jaffa.

Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke!“

Wie das klang aus dem Munde von 500 Pilgern, die damit ihren Dank für die lange glückliche Meerfahrt, ihre Freude über das Betreten des Heiligen Landes ausströmten! Wie vieler Männer Augen sah ich hier feucht geworden!

Bis zur Abfahrt nach Jerusalem hatten wir Zeit, die Stadt zu besichtigen. Die Männer begaben sich

zunächst in das Kloster der Franziskaner, das wie eine Hochburg die Stadt beherrscht und von den beiden Terrassen einen schönen Ausblick gewährt.

Jaffa dürfte zu den ältesten Städtegründungen der Welt gehören. Sein Name wird mit Japhet, dem Sohne Noahs, in Verbindung gebracht. Eine Städteliste des ägyptischen Königs Thutmosis III. erwähnt Jaffa bereits als Festung. In der Bibel kommt es als Japho oder Joppe wiederholt vor. Jonas hat hier das Schiff bestiegen, mit dem er sich dem Befehl des Herrn entziehen wollte; die Zedernflöße für die Bauten Salomons wurden hier gelandet, Tabitha hier vom Tode erweckt. Später war Jaffa ein christlicher Bischofssitz; in der deutschen Kolonie sah ich mehrere Säulenkapitäre aus einer Kirche etwa des 6. Jahrhunderts. Von den Römern und in den Kriegen der Kreuzfahrer wiederholt zerstört, wurde die Stadt vom heiligen Ludwig von Frankreich mit Mauern und Türmen umgeben (1253), um bald darauf vom Sultan Bibar aufs neue zerstört zu werden. Die Franziskaner, welchen Ludwig eine prächtige Kirche erbaut hatte, vermochten erst 1654 wieder festen Fuß zu fassen.

Von der Terrasse aus konnten wir auch einen flüchtigen Einblick gewinnen in das Familienleben des Orients, das sich bekanntlich in den Höfen und auf den Plattformen der Dächer abspielt. Man sah türkische Frauen an der Arbeit, andere beim Kartenspiel, wieder eine ihren Mokka schlürfend und die Wasserpfeife rauchend. Gerade unter uns war eine junge Mutter, eine gefällige Erscheinung, mit einigen Kindern. Sie winkte uns und machte das Kreuz, zum Zeichen, daß sie Christin wäre, um „Backschisch“ zu heischen. Wir warfen einige Kupferstücke hinüber und nun balgten sich Mutter und Kinder darum und kamen dabei dem Rande des mit

keiner Brüstung, keinem Geländer versehenen Daches so nahe, daß mir ordentlich graute.

Auf der Suche nach einem Gasthaus, das die meisten im deutschen Viertel ausfindig machten, konnten wir das orientalische Straßenleben betrachten: diese verschiedenfarbigen Menschen, die Garküchen, die Fruchtverkäufer, das Beladen der Kamele und so viel anderes Fremdartiges. Einen überaus malerischen Anblick gewährte mir das Innere eines Hofes, offenbar eines Gasthofes, in dessen altertümlichem Gemäuer Dutzende von Kamelen mit ihren Treibern zum Auszug bereit standen. Herrlich ist die Vegetation, die wir im Garten eines deutschen Hotels bewunderten: große Blumenkelche auf Bäumen, blühende Oleander von nie gesehener Größe, Palmen mit Datteln beladen, Orangenbäume mit ihren weltberühmten Früchten, Opunzien (*Opuncia vulgaris*) von ungeheurer Mächtigkeit; diese Kaktus, dessen Stämme und Zweige aussehen, als ob große, länglichrunde, dicke Blätter voll langer Dornen aneinander gereiht wären, trägt genießbare Früchte und wird hier vielfach zu lebenden Hecken verwendet.

Aber wir mußten zum Bahnhof. Um 11 Uhr 35 Minuten setzte sich der erste Zug in Bewegung; in kurzen Zeiträumen folgte ihm ein zweiter und dritter. Die französische Gesellschaft, welche diese Bahn besitzt und die Separatzüge beistellte, wußte ihren Vorteil wahrzunehmen. Die Plätze waren uns aufs kargste zugewiesen und die Kontrolle mit einer geradezu beleidigenden Strenge gehandhabt, als ob Gefahr bestände, daß wir uns für den Mangel jeglichen Entgegenkommens nach Schmugglerart entschädigen wollten. Gott sei Dank, daß uns der geschäftliche Verkehr mit diesen Herren erspart blieb, daß wir überhaupt durch die Fürsorge unseres Obersten, durch seine mit weltmännischer Erfahrung getroffenen Vor-

kehrungen hier, wie überall auf unserer ganzen Fahrt, von all den Plackereien verschont blieben, die einem das Reisen im Orient so gründlich verleiden können.

Die Eisenbahnfahrt nach Jerusalem nimmt an vier Stunden in Anspruch, doch hält der Zug nur in vier Stationen. Man fährt erst durch die gut bebaute, überaus fruchtbare Ebene Saron, das alte Philisterland. Schaf- und Ziegenherden, Esel und Kamele beleben die echt orientalische Landschaft. Die vorherrschende Farbe ist, da seit Monaten kein Regen mehr fiel, ein bräunliches Gelb, das schön zum blaßblauen Himmel stimmt. Mir fällt überhaupt auf, daß die Farben im Orient bei weitem nicht so grell sind, wie ich erwartet habe. In Jaffa sah ich viele Knaben, in Weiß und Blaßgelb gekleidet, nur den Kopf mit einem tiefroten Fez bedeckt. Das war sehr fein.

In der zweiten Hälfte der Fahrt beginnt die Bahn allmählig zu steigen, liegt doch Jerusalem nahezu 800 Meter hoch über dem Meere. Das Land ist hier viel weniger gut bebaut, streckenweise arg vernachlässigt. Wir gelangen in ein enges Tal, dessen Gehänge nur noch mit spärlichem Gestrüpp bewachsen sind; ab und zu eine Höhle, darunter die „Samsonshöhle“. Man mag sich gerne vorstellen, daß dies der Schauplatz war, auf dem der gewaltige Held die Philister schlug (mit seinem Eselskinbacken, d. h. wohl mit einer nach ihrer Form so genannten Mordwaffe). Bei Bittir zeigen sich oben am Berge uralte Festungswerke, offenbar einst Vorwerke von Jerusalem, im Tale Gemüseärten, da und dort ein stattliches Gehöft. Wir scheinen die Höhe erreicht zu haben; ich sehe erwartungsvoll zum Fenster hinaus und ziehe mich enttäuscht zurück. . . . Plötzlich hält der Zug. Wir befinden uns auf einem sehr bescheidenen Bahnhof; aber die Aufschrift, die er trägt, lautet: —